

Kulturtransfer

Unter den Eingeborenen

Was tun, wenn die ghanaische Patentochter nach dem Studium keine angemessene Arbeit findet? Was soll man ihr bei einem Besuch in der Schweiz zeigen? Und darf man ihr die Übersiedlung nach London ausreden? Ein Bericht aus den Zeiten der Globalisierung in acht Stationen.

Von Stefan Howald

1 London

Letzten November erhielten wir eine E-mail, Mavis habe jetzt eine Aufenthaltsbewilligung in England bekommen.

Vor vier Jahren hatte sie uns noch versichert, sie wolle in Ghana bleiben. Was hatte sich seither verändert? Da war der Tod ihres Vaters, offensichtlich. Eine Liebe, aber die hatte sie als eher lose beschrieben. Vor allem belastete sie die Situation in Ghana. Ihre Stelle auf der Bank hatte sie verloren und keine passende mehr gefunden. Zur Verwandtschaft, die ihr hätte helfen können, hatten sich die Beziehungen weiter abgekühlt. Genügte das? Was, fragten wir, waren ihre Hoffnungen in Bezug auf England? Und ihre Chancen?

2 Kumasi

Kennengelernt hatte ich Mavis vor 21 Jahren. Sie war damals sieben Jahre alt. Zumindest hatte ich damals ihren Vater, Joshua, kennen gelernt. Er griff mich eines Tages in seinem alten VW Käfer auf, als ich bei brütender Mittagshitze durch die Strassen von Kumasi in Ghana marschierte. Es stellte sich heraus, dass er Deutsch sprach; er hatte mal in Deutschland gearbeitet, im Schwarzwald, in einer Kugelschreiberfabrik. Es war der Höhepunkt seines bisherigen Lebens gewesen, wiewohl nicht unbelastet. Aufgrund einer von ihm aufgegebenen Annonce in der englischsprachigen Zeitung der Quäker war er von einem philanthropischen Fabrikanten eingeladen, ausgebildet und ein paar Monate lang beschäftigt worden, von den Einheimischen misstrauisch beäugt. Doch dann war der Fabrikant unerwartet gestorben, und dessen Erben hatten für Joshua keine Verwendung mehr. Also kehrte er heim. Nun arbeitete er als Mechaniker bei einer Busfirma, auf Abruf, zu kleinem Lohn.

Er führte mich in Kumasi herum; zum Schluss des Aufenthalts lud ich ihn zum Nachtessen ein und lernte dabei seine Frau kennen, die mir ein Foto der siebenjährigen Mavis zeigte.

Danach hielten wir brieflichen Kontakt, und gelegentlich floss etwas Geld aus dem reichen Norden nach dem armen Süden. Nach ein paar Jahren teilte mir Joshua mit, er habe sich von seiner Frau getrennt und ziehe Mavis jetzt allein auf – für Afrika in den neunziger Jahren nicht gerade üblich. Die höflichen, verschämten Bitten um Geld wurden dringlicher; Joshua berichtete über allerlei kommerzielle Unternehmungen, mit denen er sein kärgliches Gehalt aufbessern wollte. Gelegentlich unterstützten wir seine Pläne finanziell, aber meistens blieben sie fruchtlos, und schliesslich einigten wir uns auf einen Modus: Meine Partnerin und ich würden die Ausbildung seiner Tochter finanzieren.

So kamen wir zu einer ghanaischen Patentochter.

Der Kontakt zu Mavis verlief vorerst über Joshua. Als sie etwa 14 Jahre war, traf ihr erster Brief ein: ein paar Sätze über die Schule.



Danach schickte sie uns hin und wieder Nachrichten, auch die Schulzeugnisse, und wir schickten Aufklebbilder zurück, die sie sich wünschte, und Bücher. Und wir versuchten, über einen Alltag und eine Gesellschaft zu berichten, die ihr ziemlich fremd scheinen mussten, zögerliche Botschaften aus zwei verschiedenen Welten.

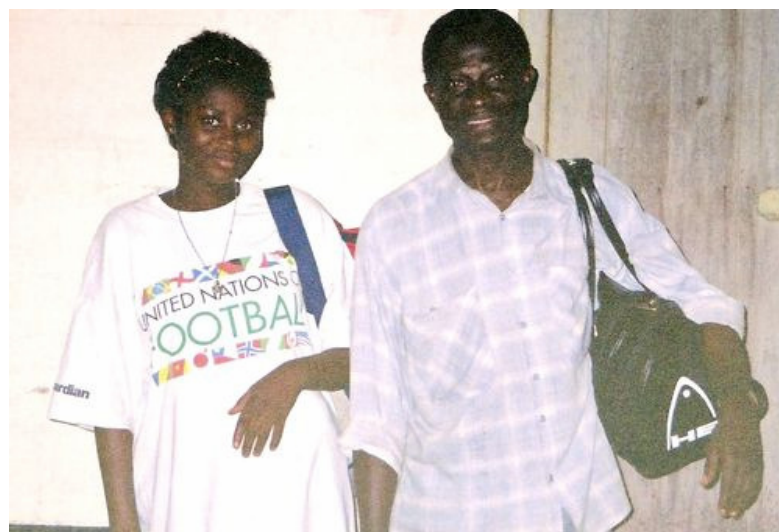
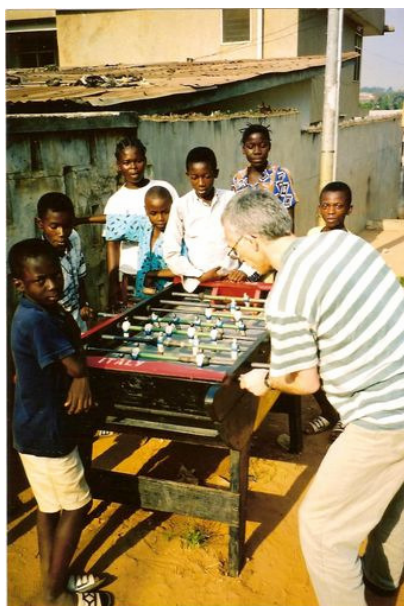
3 Mampong

Kurz vor ihrem Schulabschluss, vor zehn Jahren, besuchte ich Mavis und Joshua in Ghana, mit einem Journalistenfreund. Mit ihrem Vater holte sie uns in Accra ab: Erstmals sah ich sie von Angesicht zu Angesicht. Mavis war eben achtzehn geworden, eine junge Frau, zugleich

noch ein Teenager. Fröhlich und ausgeglichen, umsorgt von ihrem Vater und anhänglich an diesen gebunden. Stolz führte sie uns später im Mädchengymnasium in Mampong herum und präsentierte uns ihren Kolleginnen, ein wenig wie Trophäen.



Erst im Verlauf der Reise stellte sich heraus, dass sie durch die Reise nach Accra ihre erste Teilnahme an den aktuellen Präsidentschaftswahlen verpasst hatte. Es wäre ihre erste Wahlteilnahme gewesen, und angesichts der zarten afrikanischen Demokratie entschuldigten wir uns mit schlechtem Gewissen. Zum Abschluss des Besuchs zog sie sich gar ein Fussballleibchen über, das ich ihr mehr zum Scherz mitgebracht hatte.



Die Abschlussprüfungen bestand sie wenig später wie erwartet mit guten Noten. Joshua informierte uns, dass sie sich, um die Erfolgsaussichten zu erhöhen, am besten an vier verschiedenen Universitäten bewerben sollte, wozu hohe Anmeldegebühren an Beamte zu zahlen seien. Weil wir die angedeutete Korruption für Ghana nicht ganz glauben wollten, überwies wir nur Geld für drei Bewerbungen. Mavis hatte den Wunsch geäußert, Juristin zu werden, um die Situation der ghanaischen Frauen verbessern zu helfen, was wir begrüßten. Der Zulassungsentscheid, meinte sie, werde wohl auf sich warten lassen. In der Zwischenzeit belegte sie einen Computerkurs, und schliesslich nahm sie einen Studienplatz in Erziehungswissenschaften in Cape Coast an.

Es folgten kurze Telefonate, dann – etwa im Zweimonatstakt – E-Mails aus dem Internetcafé, zumeist abgeschlossen mit «God's blessing and peace be unto you». Nach drei Jahren schloss sie ihre Ausbildung als Lehrerin ab, unterrichtet auch ein paar Wochen lang, aber es gefiel ihr nicht; die Jungen seien zu unbändig, und ihre Stimme sei zu leise, erzählte sie uns lachend am Telefon. Danach arbeitete sie in einer Bank am Schalter – zwei Stunden mit dem Bus hin und zwei zurück –, nicht gerade eine qualifizierte Arbeit, aber immerhin eine Arbeit, angesichts der zunehmenden Inflation in Ghana. Wenig später schloss die Bankfiliale in Kumasi, Mavis verlor ihren Job. Konnte Ghana wirklich auf eine ausgebildete Lehrerin verzichten? Der sich unter IWF-Diktat verschlankende Staat musste es offenbar

4 Zürich

Vor fünf Jahren luden wir Mavis in die Schweiz ein. Wir kümmerten uns um die Formalitäten, leisteten die notwendigen Bürgschaften und versicherten, sie werde nach Ghana zurückkehren. Am Tag ihrer Ankunft wollte ich in Kloten eben zur Ankunft schlendern, als Mavis bereits vor mir stand. Sie hatte mich unter den Wartenden sofort ausfindig gemacht, während ich den Moment ihrer Einreise in die Schweiz verpasst hatte, den ich mir für sie, die das erste Mal ins Ausland reiste, als eine Art Initiation vorgestellt hatte. Wir begrüßten uns formell, gemessen, etwas verlegen. Problemlos sei der Flug gewesen, erklärte sie gelassen, als gehörten Flugreisen zu ihrem Alltag. Ich nahm ihr die Reisetasche ab, dann gingen wir zum Bahnhof und setzten uns in den Zug.

So kam sie unter die SchweizerInnen.

Dank Mavis schafften wir im Jahr 2006 den Übergang ins 21. Jahrhundert. Zumindest technologisch: Um ständigen Kontakt mit der uns anvertrauten Patentochter zu halten,

schaften wir ein Handy an. Als ich mich ungeschickt anstellte, eine andere Nummer zu speichern, nahm sie mir das Handy aus der Hand und tippte die Adresse flink ein. Das war zu erwarten gewesen, dass ihre Kenntnisse die meinen übertrafen. Schliesslich hatte sie aus Ghana immer mit so einem Ding angerufen, wobei zumeist nach ein paar Minuten die SIM-Karte abgelaufen war.

Tatsächlich sind Handys für Afrika sinnvoll, indem sie die technische Stufe des lückenhaften terrestrischen Telefonnetzes überspringen. Tatsächlich hat das Internet die Informationskluft zwischen Norden und Süden überbrückt, zugleich, ganz aktuell, neue demokratische Bewegungen befördert. Aber es reisst gleichzeitig neue Klüfte auf, entlang sozialen und finanziellen Unterschieden. Mavis, aus bescheidenen Verhältnissen, gehörte als Studentin mittlerweile zum mobiler werdenden Mittelstand, bei dem die technischen Kenntnisse die finanziellen Mittel öfters übersteigen.

Als wir an diesem Tag an einem Plakat zu einer gerade eröffneten Magritte-Ausstellung vorbeikamen, erkannte sie das Bild, oder die Figur, die kürzlich in einem Film mit dem James-Bond-Darsteller, dem irischen, aufgetaucht sei. Schon während sie sich bei uns zuhause durch die Fernsehprogramme zappte, hatte sie einen eklektischen Geschmack in Filmen gezeigt. Dass dieser alte Mann in einer schönen Schmonzette Clint Eastwood sein sollte, wollte sie kaum glauben, da sie ihn doch nur in der Blüte seiner Spaghettiwestern-Jahre kannte, und seine Partnerin Meryl Streep war ihr gänzlich unvertraut. Obskure Horror- oder Science-Fiction-Filme kannte sie, aber Steven Spielbergs *E.T.* sagte ihr nichts.

Wie kam sie, fragte ich deshalb, zu ihren Filmen, da es doch keine Kinos gab und die ghanaischen Fernsehsender sich die jüngsten Hollywoodproduktionen nicht leisten konnten? Vom ersten Besuch in Ghana her erinnerte ich mich, etwas nostalgisch, an Videovorführungen im lauschigen Innenhof eines Hotels, bei denen man sich von der sechsten Bankreihe aus den Hals verrenkte, um weit vorn ein paar Schatten in einem amerikanischen C-Film herumhuschen zu sehen. Meine Erzählung bestaute Mavis freundlich als anachronistisch. Nein, meinte sie, Filme würden heute vom Internet heruntergeladen. Ob das nicht teuer sei? wunderte ich mich, da ich wusste, dass sie selber über keinen Computer verfügte und es an den Universitäten kaum direkten Internetzugang gab.

Also erklärte sie, wie es gemacht wird. Man setzt sich in ein kommerzielles Internetcafé,

sucht einen Film, den man herunterladen kann, öffnet ein verstecktes *file* und beginnt den Film in dieses *file* zu laden. Dann verlässt man den Computer, um die paar Minuten Benutzungsgebühr zu bezahlen. Am nächsten Tag setzt man sich im selben Café an den selben Computer, öffnet das versteckte *file*, in dem mittlerweile der ganze Film geladen ist, sichert ihn auf eine CD-Rom, die man sich bei einer Kollegin, die einen DVD-Apparat besitzt, anschaut. Das müsse doch bemerkt werden, wenn da ständig heruntergeladen werde, wandte ich ein. Nein, lachte sie, die Internetcafé-Betreiber hätten keine Ahnung von der Technologie. Die hätten nur irgendwo Geld auftreiben können, ein paar Computer in einen Raum gestellt, und hofften jetzt auf eine selbsttätige Geldvermehrung.

Ein befreundeter Computerspezialist, selbst mit einer Afrikanerin verheiratet, fand die Geschichte, um seine Meinung befragt, knapp glaublich, wenn denn das Internetcafé 24 Stunden am Tag offen sei oder die Studenten über ein Programm verfügten, das einen *download* nach einem Unterbruch wieder aufnehme, was ich Mavis sofort zutrauen wollte. So kommt die afrikanische Jugend billig zu Filmen. Deren Auswahl und Qualität hängt freilich davon ab, was verfügbar ist, und bekanntlich sitzen die so genannten *content provider*, auch die alternativen, nach wie vor im Norden.

Am nächsten Tag führte ich sie durch Zürich. Hinweise auf ein paar Häuser, Jahreszahlen wurden einsilbig hingenommen. Auf dem Lindenhof würdigte sie mit grossen Augen die Geschichte, die ich aus lang versunkenen Kenntnissen über die bewaffneten Zürcherinnen zusammenstiefelte, welche die Stadt einst gerettet hatten, aber mit welchem Lohn und Gewinn? War Zürich eine alte Stadt für eine junge Frau aus einem jungen Kontinent, der auch eine alte Geschichte, aber ein anderes Geschichtsverständnis hat? Bedeutete diese Geschichte für sie etwas? Ja, was bedeuteten Häuser, Architektur, da sie doch zu Hause in Kumasi zwischen ländlicher Einfachheit und ärmlicher Sachlichkeit wohnte?

5 Olgia

Am dritten Morgen zogen wir los, mit Rucksack und Tagesverpflegung. Im Zug durch den Gotthard verwandelten wir uns in Touristen; meine Partnerin identifizierte nach jedem Kehrtunnel die Kirche von Wassen, und ich erinnerte mich plötzlich, noch bevor die aktuelle Verfilmung ins Kino kam, an jenes Kinderbuch um Eugen und seine Streiche, zog meinen Schuh aus und hängte ihn ans Gepäcknetz, wo er sich halbwegs, wie versprochen, im Kreis zu drehen begann, was Mavis mit einem ihrer kurzen Ausrufe quittierte.



Den Abstecher nach Lugano verbanden wir mit dem Besuch bei einem langjährigen Freund, nach dem Mittagessen stellten wir uns malerisch vor den See und eine eher dilettantische Skulptur, die Mavis verständnislos betrachtete. Die Fahrt von Locarno ins Centovalli liess uns zuweilen den Atem stocken, und bei jeder Biegung der Zugstrecke machten wir Mavis auf eine noch überwältigendere Aussicht aufmerksam. Die nahm es schweigend hin, wurde zusehends bleich im Gesicht. Selbst der Gotthard, realisierten wir, war für die Magengrube eine ziemlich liebliche Steigung gewesen verglichen mit dem, was ihr jetzt zugemutet wurde. Schliesslich legte sie sich auf die Zugsbank und wollte von all den mitteleuropäischen Schönheiten nichts mehr wissen.



Endlich kam das Bähnchen zu einem Halt. Zwei italienische Zollbeamte nahmen die Pässe an sich, händigten die meisten sofort wieder aus, behielten nur unsere drei. Ein paar Minuten vergingen. Mir begann, etwas zu schwanen. Dann kamen die Beamten mit dem Pass von Mavis in den Händen zurück: Wo denn das Visum für Italien sei?

Wir wollten eigentlich nicht nach Italien, sagten wir, nur durchfahren, von der Schweiz in die Schweiz.

Nun, das führe halt durch Italien. Dazu brauche es laut Schengen ein Visum.

Schengen. Dagegen hatte ich gekämpft und dann doch Ja gestimmt, um nicht mit den falschen Leuten im Boot zu sitzen, aber jetzt merkte ich, dass ich nicht wusste, was der Hinweis der Zollbeamten bedeutete: Dass Mavis sich hätte ein Schengen-Visum organisieren müssen, das den Aufenthalt im ganzen Zollgebiet erlaubte? Oder dass nach Schengen immer noch unterschiedliche Visa nötig waren?

Wegen der Gültigkeit des Bahnbillets für den Transit durch Italien hatten wir uns erkundigt, und wir hatten überprüft, dass Mavis Visa für Deutschland und die Schweiz besass. An die Notwendigkeit eines italienischen Visums hatten wir schlicht nicht gedacht.

Was also, fragte ich, sollten wir tun?

Nun, aussteigen und zurückfahren.

Wir stiegen aus, zornig, versuchten zu argumentieren, griffen dann zu Sarkasmus, zu kalter Verachtung. Es nützte nichts. Die Bahn fuhr ohne uns weiter. Die beiden Beamten, die sich hinter sachlichem Pflichtbewusstsein verschanzt hatten, begannen ein Formular auszufüllen. Mavis tat, als ginge sie das alles nichts an und wollte zuerst nicht unterschreiben; ich las den Zettel durch, er hielt fest, dass Mavis Ewuresi Tandoh die Einreise am soundsovielten verweigert worden sei, schien aber nichts zu präjudizieren, kein Eintrag in irgendeinem zentralen Register, und überhaupt, erklärte Mavis, während sie schwungvoll und verächtlich ihren Namen unter das Formular setzte, mit Italien wolle sie nie mehr etwas zu tun haben.



So sassen wir im Niemandsland fest. Der nächste Zug zurück nach Locarno fuhr in einer

Stunde. Es gab einen kleinen Wartsaal, dahinter die Wachstube, ein paar Meter weiter oben, an die Wand geklebt, die Strasse durchs Tal samt zweiter Zollstation. Kurz debattierten wir, ob wir per Autostopp zurückfahren wollten, aber das war mit Unwägbarkeiten verbunden, und auf der Grenze lässt sich nicht gemütlich leben. Ein holländisches Paar war aus einem Auto gestiegen, und ein Kleinkind gestikulierte in unsere Richtung, was Mavis zu erzürnen schien. *Do I look like a monkey to you?*, fragte sie in Richtung des Kindes, und nochmals, singend: *Do I look like a monkey to you?* Uns schien, dass das Kleinkind gar nicht Mavis gemeint hatte, sondern auf die Bahnstation zulief, doch der Ärger von Mavis war durch die gesamte Situation aufgestaut und entlud sich jetzt, womöglich mit einem vorseilenden Vorurteil.

Endlich kam der Gegenzug, in den wir, von den Grenzbeamten ignoriert, einstiegen. Um 19 Uhr trafen wir wieder in Locarno ein, überlegten uns, dort zu übernachten und am nächsten Tag einen erneuten Weg zu wagen, die elende italienische Ecke zu umschiffen. Aber Mavis verweigerte sich allen Plänen, wollte nur nach Hause. Also gingen wir in ein Restaurant in der Nähe des Bahnhofs, das, natürlich, an diesem Tag, ein eher mässiges Abendbrot bot, rumpelten dann wieder, ziemlich schweigsam, durch den Gotthard. Um ein Uhr nachts waren wir zurück. Meine Partnerin und ich sanken ins Bett, doch Mavis ging es wieder besser, im Fernsehen lief ein Bollywood-Film mit Liedern und Liebesszenen, die glücklicherweise nicht in einer Heirat im Berner Oberland kumulierten; von Bergen wollte Mavis im Verlauf ihres Aufenthalts nichts mehr wissen.

6 Zürich

Am folgenden Tag fuhren wir in die Zürcher Innenstadt, die sich allmählich für die Street Parade füllte. Rap schätze Mavis, sie hatte mir einst die eigenständige ghanaische Form des Gospel Rap in einem Zusammenschnitt auf einer Kassette dokumentiert – aber Techno, nein, das fand sie langweilig. Wir schritten ein paar Wagen und Kostüme ab, während Musik und Pfeifen und schrilles Lachen um uns brandeten. Der überquellende Abfall, das viele nackte weibliche und männliche Fleisch schockierten Mavis offensichtlich. *Why are they doing this?* murmelte sie, begleitet von verschiedenen Ausrufen in unterschiedlichen Tonstufen, die alle nichts Gutes zu bedeuten schienen. Ich entwickelte mässigen Ehrgeiz, ihr das Treiben erklären zu wollen; nach zwei Stunden kehrten wir aufs beschauliche Land zurück.

Beschämt führte ich sie am nächsten Tag in die Stadtbibliothek, in deren Eingeweiden Zehntausende von Büchern zugänglich aufgereiht stehen. Da wurde sie sogleich lebhaft. Wir schlugen englische Bücher über Ghana nach, folgten einigen Spuren, dann nahm sie sich ein englisches Standardwerk über Ozeanografie in den Lesesaal mit. Während ich an einer Übersetzung arbeitete, las sie sich quer durch den Wälzer, blickte gelegentlich über die schicke Lesebrille hinweg auf die fleissigen Studentinnen und Studenten mit ihren Laptops. Mein Herz schlug schneller ob dieser Begeisterung für Bücher. Einst hatte ich Mavis, nachdem sie die jüngsten Zeugnisnoten aus dem Gymnasium geschickt hatte, scherzend geantwortet, ich als Kulturtäter sehe mit Bedauern, dass die Noten in Kulturwissenschaften nicht ganz ihrem üblichen hohen Standard entsprächen, worauf sie mir eilig Besserung versprach, die sich im nächsten Zeugnis auch bereits manifestierte.



Aus der Bibliothek heimgekommen, fand ich die E-mail eines südafrikanischen Anwalts vor, dessen englischen Text zum Thema Menschenrechte und illegitime Schulden der südlichen Länder gegenüber dem Norden ich gerade für eine Broschüre übersetzte. Er hatte mir, wie er schrieb, kleinere Korrekturen geschickt, die ich noch in die Übersetzung einarbeiten sollte. Also bat ich Mavis, die beiden englischen Fassungen miteinander zu vergleichen und anzustreichen, wo Unterschiede vorlägen. Das erledigte sie sorgfältig und speditiv, ohne sich zum Inhalt zu äussern; was mich kurz irritierte, da sich der Text mit Gründen für die weiter bestehende Unterentwicklung Afrikas beschäftigte und sie in ihren Briefen zurückhaltend aber konstant ein politisches Interesse geäußert hatte. Dafür sahen wir uns am Abend gemeinsam im Fernsehen die Leichtathletik-WM an. Obwohl sie einst behauptet hatte, sie mache sich nichts aus Sport, feuerte sie jetzt die wenigen ghanaischen Sportler an, begrüßte die Silbermedaille einer Siebenkämpferin mit einem kleinen Freudenschrei.

Tatsächlich fragte sie kaum etwas. Ich wunderte mich zuerst, wie man sich so wenig wundern konnte, sagte mir dann aber die Warnung einer Afrikaexpertin vor, als Pateneltern seien wir für Mavis immer noch Autoritätspersonen, die es nicht mit Fragen zu belästigen, gar zu hinterfragen gelte, oder vielleicht, dachte ich, ist sie auch schlichtweg überwältigt. Sie war ja nicht unaufmerksam, im Gegenteil. Ja, sie beobachtete genau. Unsere Küche hatte sie sogleich im Griff, und bald bewegte sie sich auch in der Stadt allein und souverän.

Natürlich hatte sie uns Geschenke mitgebracht; die Hälfte ihres kleinen Koffers hatte daraus bestanden. Für jeden ein Kleid, das wir pflichtschuldig anzogen, die aber seither in einer Schublade ruhen. Und Andenken, ein hölzerner Bleistifthalter mit der Form von Ghana dran, die seither auf dem Büchergestell verstauben.

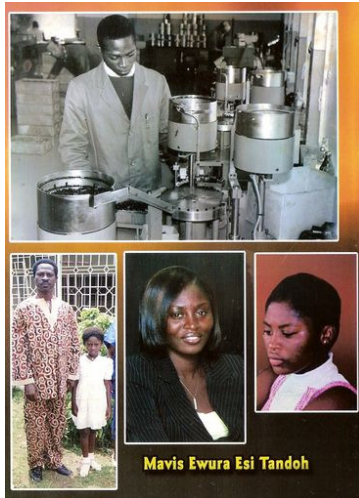
7 Kumasi

Nach Ghana zurückgekehrt, nahm Mavis die regelmässigen Telefonate wieder auf. Bislang hatten wir sie jung, beinahe kindlich erlebt. Nun zeigte ein zugeschicktes Foto, dass sie erwachsen geworden zu sein schien.



Dann, im Juli 2008, starb Joshua, ihr Vater. Er hatte seit längerem mit Nierenproblemen gekämpft, und wie wir den Berichten zu entnehmen glaubten, eine Dialyse machen müssen, was in Kumasi schwierig und teurer war. Der Tod kam dennoch unerwartet und als Schock. Sie tröstet man von Kontinent zu Kontinent übers Telefon? Mavis sandte uns ein Video von der Beerdigung, samt gedrucktem Programm. Säuberlich waren darin alle Würdenträger

vermerkt, die dem Toten ihre Aufwartung gemacht hatten. Solches Angedenken, aufwändig und teuer gemacht, wurde von ihr als nächster Hinterbliebener erwartet.



Im Video sahen wir den aufgebahrten Leichnam, und die Angehörigen, Freunde, Bekannte versammelten sich darin, umrundeten den Sarkophag klagend und weinend – das kannte meine Partnerin aus ihrem Heimatkanton: sich beim gemeinsamen Trauern gegenseitig Trost zusprechen. Dagegen war vor einem Jahr meine Tante im Keller des Spitals aufgebahrt gewesen war, und das Personal hatte ihr einen Blumenstrauss, der längst vertrocknet war, auf die Glasscheibe gelegt, würdelos und empörend.

Joshua hingegen wurden Gegenstände mitgegeben, die er für die Überfahrt brauchte, wie im ägyptischen Totenbuch, oder bei den Indianern. Dieser animistische Glaube war allerdings nicht nur christlich eingefasst, sondern auch durch die Konsumgesellschaft überformt: Verlangt waren westliche Markenartikel, um den sozialen Rang des Verstorbenen zu dokumentieren.

Joshua hatte nur wenige Verwandte, jetzt mischten sich diejenigen der Mutter ein. Mavis erzählte, wie sie sich hatte zur Wehr setzen müssen, und die erfolgreiche Durchführung der Beerdigung war ihr Beweisstück gewesen, dass sie eine würdige Erbin sei und das väterliche Haus behalten dürfe – ein einfacher Betonbau, den Joshua unter anderem mit unseren Zuwendungen hatte errichten können. Weiterhin war sie arbeitslos. Es gab noch Geld von irgendwoher, auch von uns. So lebte sie dahin.

Dann, vor einem Jahr erwähnte Mavis erstmals Sylvester. Sie hatte ihn schon in der Jugend gekannt, jetzt lebte er in England. Er wolle sie heiraten, aber vorerst halte sie ihn noch auf Armlänge, sagte sie lachend. Wenig später teilte sie uns ihre Verlobung mit und dass sie nach

London ziehen wolle. Sollte Ghana endgültig eine ausgebildete Lehrerin verlieren? Der *Braindrain* schwächte doch alle Länder des Südens. Wir versuchten zu argumentieren. Aber welche Argumente standen uns zu? Ihre Lebensbedingungen waren nie recht vorstellbar gewesen und uns schon länger aus den Augen geraten.

8 London

Beim nächsten Besuch in London verabredete ich mich auf Mavis' Wunsch mit Sylvester. Wir saßen in einem Pub in Islington, und ich sah mich in die Lage eines Vaters versetzt, der den künftigen Schwiegersohn auf finanzielle Verhältnisse und Berufsaussichten überprüft. Zwar nannte Mavis uns «Mum» und «Dad», aber war das mehr als eine lieb gemeinte oder ehrerbietige Floskel?

Sylvester war ein strebsamer junger Mann, bei einer Baufirma als Planer angestellt, erteilte daneben Englischunterricht an Landsleute, um mehr sparen zu können. Er wohnte in Kent, in Chatham, östlich von London, an der Linie nach Canterbury und weiter nach Dover. Chatham bildet mit Gillingham und Rochester die so genannten Meadow Towns. Wir waren einmal in Rochester gewesen, wo ein Schweizer Chalet steht, das Charles Dickens einmal, in 5000 Einzelstücken, dorthin hatte transportieren lassen. Gegen Ende des Gesprächs schlug Sylvester vor, einen Cricketmatch zu besuchen, wobei ich den Verdacht hegte, das tat er nur, weil Mavis ihm von meiner Begeisterung dafür erzählt hatte. Er skizzierte realistische Pläne für Mavis: Sie sollte ihre Ausbildung nützen und in London – so wie er es tat – Landsleuten Englischunterricht erteilen, eine Aussicht, die sie mit mehr Befriedigung zu erfüllen schien als die Lehrtätigkeit damals in Ghana.

Das nächste Mal traf ich beide in London. Wir hatten uns um zehn Uhr morgens verabredet, ich wartete zunehmend besorgt. Um elf Uhr kündigten sie in einem Anruf ihr baldiges Eintreffen an; schliesslich kamen sie um dreizehn Uhr, weil sie noch die Westminster Cathedral besucht hatten. Typisch afrikanisch, dachte ich, aber vielleicht war es ja auch typisch junge Liebe. Mavis war anglikanisch erzogen worden, hatte begeistert im Kirchenchor gesungen. Jetzt ging sie, Sylvester zuliebe, zur katholischen Messe. Religion schien ihr eine Selbstverständlichkeit, ohne sie in ihrem alltäglichen Verhalten allzu sehr einzuengen. Wir gingen ins Barbican Kulturzentrum, diesem brutalistischen Bau, in den sechziger Jahren Le Corbusier nachempfunden, bestaunten eine Kunst-Installation, und hörten einer brasilianischen Band zu, die ihm Foyer spielte.



Wieder tauschten wir Geschenke aus. Bei ihrem Besuch in der Schweiz hatte sie pfundweise Schweizer Schokolade nach Hause geschleppt. Das nannte sich globale Arbeitsteilung zwischen südlichen Rohstoffländern und nördlicher Veredelungsindustrie. Oder auch Neokolonialismus. Diesmal hatte sie ghanaische Schokolade mitgebracht, dazu eine Art ghanaischer Smarties, in Ghana alles Luxusware: praktisch reines Kakaopulver, für meinen Geschmack kaum geniessbar.

8 Chatham

Von Chatham aus schickte sie eine E-Mail, sie bemühe sich um eine ständige Aufenthaltsbewilligung für England. In der Zwischenzeit lebte sie etwas unwirsch, langweilte sich, ohne Betätigung, ohne Bekannte, im Vorort der mittelgrossen Stadt, wo ihr zuweilen das Wohnungsdach und das englische Wetter auf den Kopf fielen. Immerhin, es war eine gesicherte Langeweile. Dann kam die Nachricht, die Aufenthaltsbewilligung sei eingetroffen, und wenig später begann sie auch mit den ersten Stunden Englischunterricht.

Vor zwanzig Jahren hatte ich in London politische Exilierte aus Ghana getroffen. Für die war London ein Rückzugsgebiet gewesen, doch der Blick war auf Ghana gerichtet geblieben. Für Mavis war die Übersiedlung nicht so dramatisch. Es war nur ein kleines Drama der Normalität in der globalisierten Welt. Die eröffnet Chancen. Mavis hat sie ergreifen können. Für sie werden sich einige Hoffnungen erfüllen, andere werden unerfüllt bleiben. Sie wird in den globalen Wanderströmen zu einer Minderheit gehören.

Dieser Artikel erschien leicht gekürzt in der WOZ – Die Wochenzeitung Nr. 10/11 vom 10. März 2011.